

DANIEL SILVA

EIN GABRIEL-ALLON-THRILLER

DER GEHEIMBUND



HarperCollins

Daniel Silva

Der Geheimbund

Spionagethriller

Aus dem amerikanischen Englisch von
Wulf Bergner

HarperCollins

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
The Order bei Harper, New York.

© by Daniel Silva
Deutsche Erstausgabe
© 2021 für die deutschsprachige Ausgabe
by HarperCollins in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH, Hamburg
Published by arrangement with
Harper, an imprint of HarperCollins Publishers, New York

Covergestaltung von Bürosüd, München
Coverabbildung von Buena Vista Images/Getty Images, www.buerosued.de unter
Verwendung von: Shutterstock/kesipun
E-Book-Produktion von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN E-Book 9783749950850

www.harpercollins.de

Wie immer für meine Frau Jamie
und meine Kinder Lily und Nicholas

Da aber Pilatus sah, dass er nichts ausrichtete, sondern vielmehr ein Getümmel entstand, nahm er Wasser und wusch die Hände vor dem Volk und sprach: »Ich bin unschuldig an seinem Blut, sehet ihr zu!« Da antwortete das ganze Volk und sprach: »Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!«

Matthäus 27, 24-25

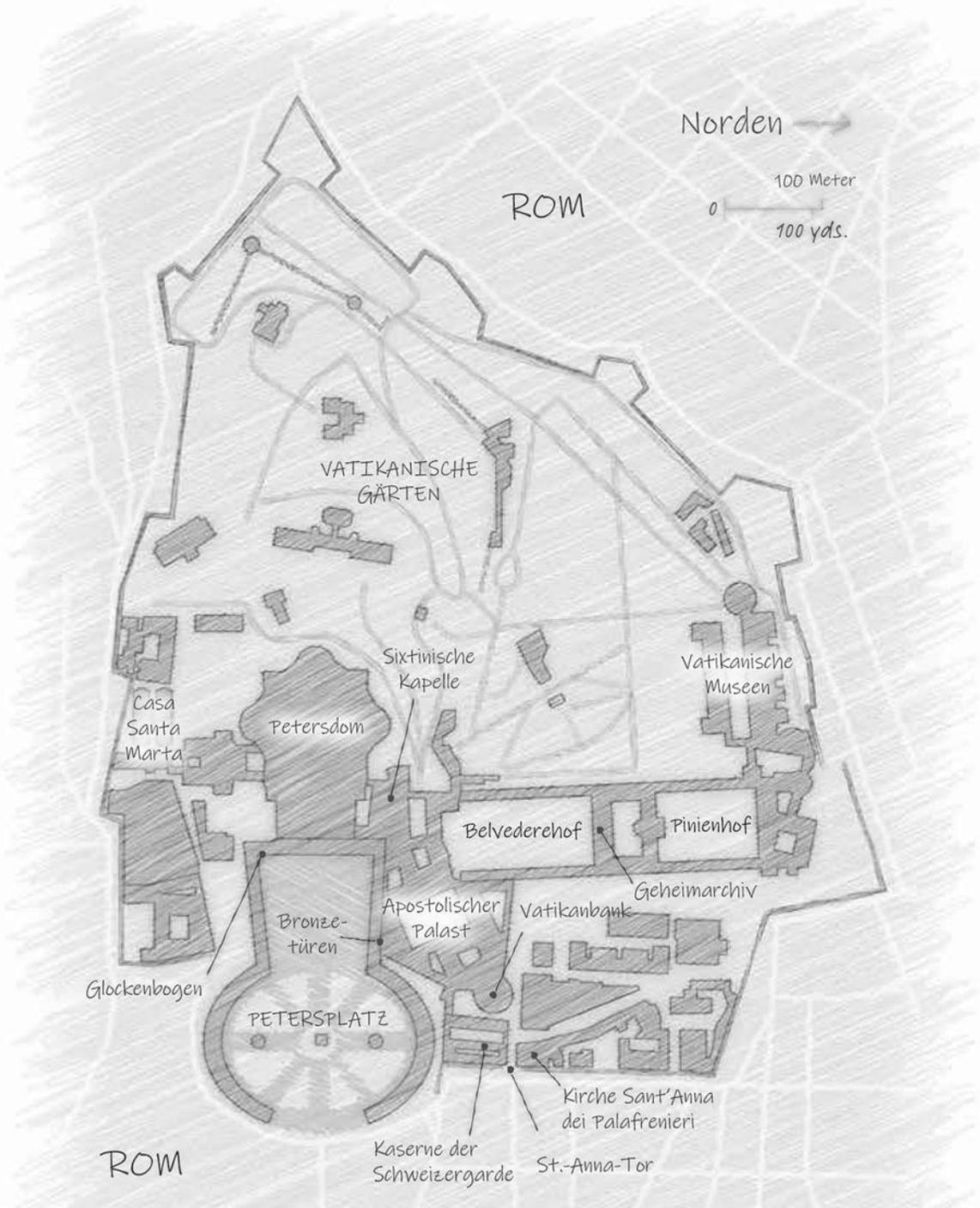
Jedes Unglück, das die Juden später befiel – von der Zerstörung Jerusalems bis Auschwitz –, trug ein Echo dieses erfundenen Blutpakts aus dem Prozess in sich.

Ann Wroe, Pontius Pilatus

Man muss die Vergangenheit wissentlich ignorieren, um nicht zu erkennen, wohin dies alles führt.

Paul Krugman, New York Times

VATIKANSTADT



VORWORT

Seine Heiligkeit Papst Paul VII. trat erstmals in *Die Loge* auf, dem dritten Band der Gabriel-Allon-Reihe. Weitere Auftritte hatte er in *Das Terrornetz* und *Das Attentat*. Der als Pietro Lucchesi geborene ehemalige Patriarch von Venedig ist der direkte Nachfolger von Papst Johannes Paul II. In meiner fiktiven Version des Vatikans hat es die Pontifikate von Joseph Ratzinger und Jorge Mario Bergoglio, der Päpste Benedikt XVI. und Franziskus, nicht gegeben.

TEIL EINS

SEDISVAKANZ

1

ROM

Der Anruf kam um 23.41 Uhr. Luigi Donati zögerte, bevor er sich meldete. Die Rufnummer, die auf seinem *Telefonino* angezeigt wurde, gehörte Albanese. Es gab nur einen Grund, weshalb er zu so später Stunde anrufen würde.

»Wo sind Sie, Exzellenz?«

»Außerhalb der Mauern.«

»Ah, richtig. Heute ist Donnerstag, nicht wahr?«

»Gibt es ein Problem?«

»Ich will am Telefon lieber nicht zu viel sagen. Man weiß nie, wer mithört.«

Die Nacht, in die Donati hinaustrat, war feucht und kalt. Er trug einen schwarzen Anzug mit Priesterkragen, nicht die Soutane mit violetter Besatz und Schulterkragen, die er im Amt trug, wie Geistliche seines Ranges den Apostolischen Palast nannten. Als Erzbischof diente Donati Seiner Heiligkeit Papst Paul VII. als Privatsekretär. Er war hochgewachsen und schlank, mit vollem dunklen Haar und den Zügen eines Filmstars, und hatte vor Kurzem seinen dreiundsechzigsten Geburtstag gefeiert. Auch im Alter sah er weiterhin blendend aus. Die Zeitschrift *Vanity Fair* hatte ihn vor Kurzem als »leckeren Luigi« bezeichnet. In der stets zum Lästern bereiten Welt der Kurie hatte dieser Artikel ihn in große Verlegenheit gestürzt. Weil Donati jedoch zu Recht als rücksichtslos bekannt war, hatte sich niemand getraut,

ihn darauf anzusprechen. Mit Ausnahme des Heiligen Vaters, der ihn unbarmherzig aufgezogen hatte.

Ich will am Telefon lieber nicht zu viel sagen.

Donati hatte sich seit einem Jahr oder noch länger auf diesen Augenblick vorbereitet – seit dem ersten leichten Herzanfall des Papstes, den er vor dem Rest der Welt und sogar großen Teilen der Kurie geheim gehalten hatte. Aber wieso ausgerechnet heute Nacht?

Auf der Straße war es eigenartig still. Totenstill, dachte Donati plötzlich. Sie war eine von Palazzi gesäumte Seitenstraße der Via Veneto, in der Geistliche selten unterwegs waren – vor allem kein Priester aus der Gesellschaft Jesu, des intellektuell rigorosen und manchmal rebellischen Ordens, dem Donati angehörte. Sein vatikanischer Dienstwagen mit dem SCV-Kennzeichen wartete am Randstein. Der Fahrer kam aus dem Corpo della Gendarmeria, der hundertdreißig Mann starken Polizei des Vatikans. Er fuhr durch Rom nach Westen, ohne sich sonderlich zu beeilen.

Er weiß nichts ...

Mit seinem Smartphone rief Donato die Webseiten der führenden italienischen Zeitungen auf. Sie wussten von nichts. Auch ihre Kollegen in London und New York schienen ahnungslos zu sein.

»Schalten Sie das Radio ein, Gianni.«

»Musik, Exzellenz?«

»Nachrichten, bitte.«

Wieder Gefasel von Saviano, der ständig geiferte, arabische und afrikanische Immigranten zerstörten das Land, als seien die Italiener nicht sehr gut imstande, es selbst zugrunde zu richten. Saviano bedrängte den Vatikan seit Monaten wegen einer Privataudienz beim Heiligen Vater. Donati, dem das nicht wenig Vergnügen bereitete, hatte sie ihm jedoch stets abgeschlagen.

»Danke, das reicht, Gianni.«

Das Radio verstummte barmherzigerweise. Donati spähte aus dem Seitenfenster seiner deutschen Luxuslimousine. So sollte ein Soldat Christi sich nicht fortbewegen. Dies war vermutlich seine letzte Fahrt durch Rom in einer Limousine mit Chauffeur. Fast zwei Jahrzehnte lang hatte er als eine Art Stabschef der römisch-katholischen Kirche gedient. Das waren unruhige Jahre gewesen – der Terroranschlag auf den Petersdom, der Skandal wegen Antiquitäten aus den Vatikanischen Museen, die Geißel sexueller Verfehlungen von Priestern –, aber Donati hatte jede Minute seiner Amtszeit genossen. Nun war mit einem Wimpernschlag alles vorbei. Er war wieder ein gewöhnlicher Priester. Er hatte sich nie einsamer gefühlt.

Die Limousine fuhr über den Tiber und bog auf die Via della Conciliazione ab, den breiten Boulevard, den Mussolini durch die Slums von Rom hatte schlagen lassen. In der Ferne ragte die zu altem Glanz restaurierte Kuppel der Basilika im Scheinwerferlicht auf. Sie folgten der Kurve von Berninis Kolonnaden zum St.-Anna-Tor, wo ein Schweizergardist sie aufs Gebiet des Stadtstaats durchwinkte. Der Mann trug seine Nachtuniform: ein taschenloses blaues Wams mit weißem Umlegekragen und bauschigen Oberärmeln, dazu ein nachtblaues Barett, einen schmalen braunen Gürtel, blaue Kniestrümpfe und schwarze, über die Knöchel reichende Schnürschuhe. Seine Augen waren trocken, seine Miene unbesorgt.

Er weiß nichts.

Der Wagen fuhr langsam die Via Sant'Anna entlang – vorbei an der Kaserne der Schweizergarde, der Kirche Sant'Anna dei Palafrenieri, der Vatikandruckerei und der Vatikanbank –, bevor er an dem Torbogen hielt, der zum Damasus-Hof führte. Donati überquerte den gepflasterten Innenhof zu Fuß, betrat den wichtigsten Aufzug der

Christenheit und fuhr in den zweiten Stock des Apostolischen Palasts hinauf. Er hastete die Loggia zwischen einer Glaswand und einem Fresko entlang und bog einmal links ab, um die päpstlichen Gemächer zu erreichen.

Ein weiterer Schweizergardist, dieser in bunter Galauniform, hielt stocksteif neben der Tür Wache. Donati ging wortlos an ihm vorbei. Donnerstag, dachte er. Wieso musste es ein Donnerstag sein?

Achtzehn Jahre, sagte Donati sich, als er sich im Arbeitszimmer des Heiligen Vaters umsah, und nichts hat sich verändert. Nur das Telefon. Er hatte es endlich geschafft, den Heiligen Vater dazu zu überreden, Wojtylas Uralttelefon mit Wählscheibe durch ein modernes Tastentelefon zu ersetzen. Ansonsten war der Raum genau so, wie der Pole ihn verlassen hatte. Derselbe schlichte Schreibtisch aus Holz. Derselbe beige Sessel. Derselbe abgetretene Orientteppich. Dieselbe goldene Uhr, dasselbe Kruzifix. Sogar die Schreibgarnitur hatte Wojtyla dem Großen gehört. Trotz seiner verheißungsvoll begonnenen Amtszeit – mit dem Versprechen einer barmherzigeren, weniger repressiven Kirche – war es Pietro Lucchesi nicht vollends gelungen, aus dem langen Schatten seines Vorgängers zu treten.

Aus einem Instinkt heraus warf Donati einen Blick auf seine Armbanduhr. Es war sieben Minuten nach Mitternacht. An diesem Abend hatte der Heilige Vater sich um 20.30 Uhr in sein Arbeitszimmer zurückgezogen, um eineinhalb Stunden lang zu lesen und zu schreiben. Normalerweise blieb Donati an der Seite seines Herrn oder in seinem Büro auf demselben Korridor. Aber weil dies ein Donnerstag war – der einzige Abend der Woche, der ihm gehörte –, war er nur bis 21 Uhr geblieben.

Tun Sie mir einen Gefallen, bevor Sie gehen, Luigi ...

Lucchesi hatte ihn gebeten, die schweren Vorhänge am Fenster seines Arbeitszimmers aufzuziehen. Dies war das Fenster, an dem Seine Heiligkeit an jedem Sonntagmittag den Angelus betete. Donati hatte den Wunsch seines Herrn erfüllt. Er hatte sogar die Fensterläden geöffnet, damit der Heilige Vater auf den Petersplatz hinabblicken konnte, während er Akten bearbeitete. Jetzt waren die Vorhänge fest geschlossen. Donati zog sie auf. Auch die Fensterläden waren geschlossen.

Der Schreibtisch war aufgeräumt, was sonst nicht Lucchesis Art war. Donati sah eine halb ausgetrunkene Tasse Tee mit einem Löffel auf der Untertasse, die bei seinem Weggehen nicht dagestanden hatte. Unter der altmodischen Schreibtischlampe waren mehrere Mappen mit Schriftstücken ordentlich gestapelt. Ein Bericht der Erzdiözese Philadelphia über die finanziellen Folgen des Missbrauchsskandals. Anmerkungen für die nächste Generalaudienz am Mittwoch. Der erste Entwurf einer Predigt während der bevorstehenden Brasilienreise. Notizen für eine Enzyklika zur Immigration, die Saviano und seine Mitläufer von der äußersten italienischen Rechten erzürnen würde.

Etwas fehlte jedoch.

Sie sorgen dafür, dass er ihn bekommt, nicht wahr, Luigi?

Donati sah in den Papierkorb. Der Korb war leer. Nicht das kleinste Stückchen Papier.

»Suchen Sie etwas, Exzellenz?«

Donati blickte auf und sah Kardinal Domenico Albanese, der ihn von der Tür aus beobachtete. Albanese war Kalabrier von Geburt und beruflich ein Geschöpf der Kurie. Er hatte am Heiligen Stuhl mehrere wichtige Positionen bekleidet, darunter die des Präsidenten des Päpstlichen Rats für den Interreligiösen Dialog und Archivar und Bibliothekar der Heiligen Römischen Kirche. Nichts davon rechtfertigte

jedoch seine Anwesenheit in den päpstlichen Gemächern kurz nach Mitternacht. Domenico Albanese war der Camerlengo, der Kardinalkämmerer. Als solcher war er dafür verantwortlich, offiziell zu erklären, der Stuhl Petri sei vakant.

»Wo ist er?«, fragte Donati.

»Im himmlischen Königreich«, antwortete der Kardinal.

»Und der Leichnam?«

Wäre der stämmige Albanese nicht dem Ruf der Kirche gefolgt, hätte er Marmor abbauen oder in einem kalabrischen Schlachthof arbeiten können. Donati folgte ihm über den kurzen Gang ins Schlafzimmer, in dessen Halbdunkel drei weitere Kardinäle warteten: Marcel Gaubert, José Maria Navarro und Angelo Francona. Als Kardinalstaatssekretär war Gaubert der Ministerpräsident und Chefdiplomat des kleinsten Staats der Welt. Navarro war Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre, deren Aufgabe es war, die Glaubens- und Sittenlehre in der ganzen katholischen Kirche zu fördern und vor [Häresien](#) zu schützen. Francona, der älteste der drei, würde als Kardinaldekan – Vorsitzender des Kardinalskollegiums – das nächste Konklave leiten.

Es war Navarro, ein Spanier aus adliger Familie, der Donati als Erster ansprach. Obwohl er seit einem Vierteljahrhundert in Rom lebte und arbeitete, sprach er Italienisch noch immer mit starkem Akzent. »Luigi, ich weiß, wie schmerzlich dies für Sie sein muss. Wir waren alle seine treuen Diener, aber Sie hat er am meisten geliebt.«

Kardinal Gaubert, ein hagerer Pariser mit Fuchsgesicht, bekräftigte diese Beruhigungsspiel des Spaniers nachdrücklich nickend. Das taten auch die drei Laien, die sich bescheiden im Hintergrund hielten: Dr. Octavio Gallo, der Leibarzt des Heiligen Vaters. Lorenzo Vitale, Chef des Corpo della Gendarmeria, und Oberst Alois Metzler,

Kommandeur der Päpstlichen Schweizergarde. Donati schien als Letzter eingetroffen zu sein. Dabei hätte er als Privatsekretär die wichtigsten Kirchenfürsten ans Totenbett des Papstes rufen sollen. Nicht der Camerlengo. Er empfand plötzlich Gewissensbisse.

Als Donati auf die auf dem Bett liegende Gestalt hinabsah, wichen seine Schuldgefühle überwältigender Trauer – Lucchesi trug weiter seine weiße Soutane, obwohl man ihm die Slipper ausgezogen hatte und sein Scheitelkäppchen nirgends zu sehen war. Irgendjemand hatte ihm die Hände auf die Brust gelegt. Sie umklammerten seinen Rosenkranz. Seine Augen waren geschlossen, aber sein Gesichtsausdruck war friedlich, als habe er nicht leiden müssen. Tatsächlich wäre Donati nicht erstaunt gewesen, wenn Seine Heiligkeit plötzlich erwacht wäre und sich erkundigt hätte, wie er den Abend verbracht hatte.

Er trägt weiter seine weiße Soutane ...

Donati hatte den Tagesplan des Heiligen Vaters vom ersten Tag an geführt. Von der abendlichen Routine wurde nur selten abgewichen. Das Abendessen fand von 19 bis 20.30 Uhr statt. Danach saß der Papst bis 22 Uhr in seinem Arbeitszimmer, bevor er sich für eine Viertelstunde zum Gebet in seine Privatkanzel zurückzog. Typischerweise war er gegen 22.30 Uhr im Bett, meistens mit einem der englischen Kriminalromane, die sein unschuldiges Vergnügen waren. *Devices and Desires* von P.D. James lag neben seiner Lesebrille auf dem Nachttisch. Donati schlug die angemerkte Stelle auf.

Eine Dreiviertelstunde später traf Rickards wieder am Tatort des Mordes ein ...

Donati klappte den Roman zu. Seiner Schätzung nach war der Pontifex Maximus seit zwei Stunden tot, vielleicht schon länger. Ruhig fragte er: »Wer hat ihn aufgefunden? Keine der Haushaltsnonnen, hoffe ich.«

»Das war ich«, antwortete Kardinal Albanese.

»Wo war er?«

»Seine Heiligkeit hat unsere Welt in der Kapelle verlassen. Ich habe ihn dort kurz nach 22 Uhr aufgefunden. Was den Todeszeitpunkt betrifft ...« Der Kardinal zuckte mit seinen breiten Schultern. »Dazu kann ich nichts sagen, Exzellenz.«

»Wieso bin ich nicht sofort benachrichtigt worden?«

»Ich habe Sie überall gesucht.«

»Sie hätten mich auf dem Handy anrufen sollen.«

»Das habe ich getan. Sogar mehrmals. Leider hat sich niemand gemeldet.«

Der Camerlengo sagte nicht die Wahrheit, vermutete Donati. »Und was hat Sie in die Kapelle geführt, Eminenz?«

»Dies beginnt an ein Verhör zu erinnern.« Albanese sah kurz zu Kardinal Navarro hinüber, bevor er sich wieder Donati zuwandte. »Seine Heiligkeit hat mich eingeladen, mit ihm zu beten. Ich habe seine Einladung angenommen.«

»Er hat Sie selbst angerufen?«

»In meiner Wohnung«, sagte der Camerlengo nickend.

»Um wie viel Uhr?«

Albanese sah theatralisch zur Decke auf, als habe er Mühe, sich an ein so triviales Detail zu erinnern. »Viertel nach neun. Vielleicht auch zwanzig nach. Er hat mich gebeten, kurz nach zehn Uhr zu kommen. Bei meinem Eintreffen ...«

Donati betrachtete wieder den leblos auf seinem Bett Liegenden. »Und wie ist *er* hergekommen?«

»Ich habe ihn getragen.«

»Allein?«

»Seine Heiligkeit hat die Last der Kirche auf seinen Schultern getragen«, sagte Albanese, »aber im Tod war er leicht wie eine Feder. Als ich Sie nicht erreichen konnte, habe ich den Staatssekretär angerufen, der seinerseits die Kardinäle Navarro und Francona verständigt hat. Dann habe

ich Dottore Gallo gerufen, der den Tod des Heiligen Vaters festgestellt hat. Tod durch Herzinfarkt. Sein zweiter, nicht wahr? Oder schon der dritte?«

Donati wandte sich an den päpstlichen Leibarzt. »Wann haben Sie den Tod festgestellt, Dottore Gallo?«

»Um dreiundzwanzig Uhr zehn, Exzellenz.«

Kardinal Albanese räusperte sich leise. »In meiner offiziellen Ankündigung habe ich den Zeitpunkt leicht angepasst. Wenn Sie's wünschen, Luigi, kann ich sagen, dass Sie ihn aufgefunden haben.«

»Das wird nicht nötig sein.«

Donati sank neben dem Bett auf die Knie. Als Lebender war der Heilige Vater eine Elfengestalt gewesen. Im Tod wirkte er noch zierlicher. Donati erinnerte sich an den Tag, an dem das Konklave unerwartet Lucchesi, den Patriarchen von Venedig, zum 265. Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche gewählt hatte. Im Zimmer der Tränen hatte er die kleinste der drei bereitgehaltenen Soutanen gewählt. Trotzdem hatte er darin ausgesehen wie ein kleiner Junge, der ein Hemd seines Vaters trägt. Als er auf den Balkon des Petersdoms getreten war, war sein Kopf kaum über der Balustrade zu sehen gewesen. Die *Vaticanisti* hatten ihn Pietro den Unwahrscheinlichen genannt. Die Hardliner der Kurie hatten ihn als Papst Zufällig verspottet.

Im nächsten Augenblick spürte Donati eine Hand auf seiner Schulter. Sie war bleischwer, also musste sie Albanese gehören.

»Den Ring, Exzellenz.«

Einst war es Aufgabe des Kämmerers gewesen, den Fischerring des verstorbenen Papstes in Anwesenheit des Kardinalskollegiums zu zerstören. Aber dieses Ritual war wie die drei Schläge mit einem silbernen Hammer auf die Stirn des Toten abgeschafft worden. Lucchesis Ring, den er selten getragen hatte, würde nur durch zwei tiefe Rillen quer über

das Kreuz entwertet werden. Andere Traditionen wie die sofortige Versiegelung der päpstlichen Gemächer hatten sich jedoch erhalten. Selbst Donati, Lucchesis Privatsekretär, würde sie nach dem Abtransport der Leiche nicht mehr betreten können.

Weiter auf den Knien zog Donati die Nachttischschublade auf und griff nach dem schweren Goldring. Er übergab ihn Kardinal Albanese, der ihn in einen kleinen Samtbeutel fallen ließ. Ernst erklärte er dabei: »*Sede vacante.*«

Der Stuhl Petri war nun vakant. Die Apostolische Konstitution bestimmte, dass Kardinal Albanese während des Interregnums, das mit der Wahl des neuen Papstes endete, die Geschäfte der Heiligen Römischen Kirche führte. Als bloßer Titularbischof würde Donati dabei nichts zu sagen haben. Seit dem Tod seines Herrn war er ohne Aufgabe oder Befugnisse, nur dem Camerlengo unterstellt.

»Wann soll die Bekanntmachung erfolgen?«

»Ich habe nur auf Ihre Ankunft gewartet.«

»Dürfte ich sie rasch durchlesen?«

»Die Zeit drängt. Warten wir noch viel länger ...«

»Gewiss, Eminenz.« Donati legte eine Hand auf Lucchesis Rechte. Sie war bereits kalt. »Ich wäre gern eine Minute mit ihm allein.«

»Aber nur eine Minute«, sagte der Kämmerer.

Der Raum leerte sich langsam. Kardinal Albanese verließ ihn als Letzter.

»Noch eine Frage, Eminenz.«

Der Camerlengo blieb an der Tür stehen. »Ja?«

»Wer hat die Vorhänge im Arbeitszimmer zugezogen?«

»Die Vorhänge?«

»Sie waren offen, als ich gegangen bin. Die Fensterlädchen ebenfalls.«

»Ich habe sie geschlossen, Exzellenz. Ich wollte nicht, dass jemand vom Petersplatz aus sieht, dass hier so spät

nachts noch Licht brennt.«

»Ja, natürlich. Eine kluge Maßnahme, Eminenz.«

Der Camerlengo ging hinaus, ließ die Tür hinter sich offen. Donati kämpfte gegen Tränen an, als er mit seinem Herrn allein war. Trauern konnte er später. Er brachte seine Lippen dicht an Lucchesis Ohr und drückte die kalte Hand. »Sprich zu mir, alter Freund«, flüsterte er. »Erzähl mir, was heute Nacht wirklich passiert ist.«

2

JERUSALEM - VENEDIG

Es war Chiara, die dem Ministerpräsidenten im Vertrauen mitteilte, ihr Mann brauche dringend einen Erholungsurlaub. Seit Gabriel am King Saul Boulevard widerstrebend die Suite des Direktors bezogen hatte, hatte er sich kaum mal einen freien Nachmittag gegönnt und nach dem Pariser Bombenanschlag, bei dem er sich zwei Rückenwirbel angebrochen hatte, seine Reha im Büro verbracht. Trotzdem war ein Urlaub für ihn schwierig zu organisieren. Gabriel brauchte sichere Nachrichtenverbindungen und - noch wichtiger - effektiven Personenschutz. Den brauchten auch Chiara und die Zwillinge. Irene und Raphael würden bald ihren vierten Geburtstag feiern. Die Familie Allon war so gefährdet, dass sie Israel bisher noch nie verlassen hatte.

Aber wohin sollten sie reisen? Irgendein exotisches Ziel kam nicht infrage. Sie würden irgendwo in der Nähe Israels Urlaub machen müssen, damit Gabriel in dem leider wahrscheinlichen Fall einer nationalen Krise binnen Stunden zum King Saul Boulevard zurückkehren konnte. Für sie würde es keine Safari in Südafrika, keine Reise nach Australien oder auf die Galapagosinseln geben. Außerdem wollte Chiara unbedingt vermeiden, Gabriel durch einen weiteren Langstreckenflug zu ermüden. Als Direktor des Diensts musste er ohnehin häufig nach Washington fliegen, um sich mit seinen amerikanischen Partnern in Langley abzustimmen. Was er jetzt vor allem brauchte, war Ruhe.

Andererseits fiel es ihm nicht leicht, sich zu entspannen. Gabriel war ein ungeheuer begabter Mann, der kaum Hobbys hatte. Er war weder Skifahrer noch Taucher, hatte niemals Tennis oder Golf gespielt. Strände langweilten ihn, außer sie waren kalt und windig. Er segelte gern, vor allem in den schwierigen Gewässern westlich von England, oder wanderte mit dem Rucksack über wilde Hochmoore. Selbst Chiara, eine ehemalige Agentin des Diensts, konnte nicht lange mit ihm Schritt halten. Für die Kinder wäre das ganz unmöglich gewesen.

Der Trick würde daraus bestehen, für Gabriel eine Beschäftigung zu finden, die ihn morgens ein paar Stunden ablenkte, bis die Kinder angezogen waren und gefrühstückt hatten. Und was wäre, wenn es dieses Projekt in einer Stadt gäbe, die ihm längst vertraut war? Die Stadt, in der er sein Handwerk als Restaurator gelernt hatte? Die Stadt, in der Chiara und er sich kennen- und lieben gelernt hatten? Chiara war dort geboren, und ihr Vater war Oberrabbiner der dahinschwindenden jüdischen Gemeinde der Stadt. Außerdem setzte ihre Mutter ihr seit Langem zu, einmal mit den Kindern auf Besuch zu kommen. Perfekt, dachte sie. Die sprichwörtlichen zwei Fliegen mit einer Klappe.

Aber wann? Der August kam nicht infrage. Er war viel zu heiß und zu feucht, und Venedig würde voller Pauschalreisender sein, die in Selfies knipsenden Horden ihren Fremdenführern folgten, um nach ein bis zwei Stunden im Caffè Florian einen überteuerten Cappuccino zu trinken, bevor sie auf ihre Kreuzfahrtschiffe zurückkehrten. Aber wenn sie bis November warteten, würde das Wetter kühl und klar sein, und sie würden den ganzen Bezirk für sich haben. Dann konnten sie über ihre Zukunft nachdenken, ohne durch den Dienst oder den israelischen Alltag abgelenkt zu sein. Gabriel hatte dem Ministerpräsidenten erklärt, er stehe nur für eine Amtszeit zur Verfügung. Es war

nicht zu früh, sich Gedanken darüber zu machen, wo sie den Rest ihres Lebens verbringen und ihre Kinder aufziehen wollten. Schließlich wurden sie beide nicht jünger, vor allem bei Gabriel fiel ihr dies auf.

Sie erzählte ihm nichts von ihrem Plan, weil er das als Aufforderung begriffen hätte, ihr eingehend zu erläutern, weshalb der Staat Israel zusammenbrechen würde, wenn er auch nur einen einzigen Tag Urlaub machte. Stattdessen legte sie mit Uzi Navot, dem stellvertretenden Direktor, heimlich die Termine fest. Die für sichere Wohnungen zuständige Hausverwaltung des Diensts besorgte ein Apartment. Die dortigen Geheimdienst- und Polizeidienststellen, mit denen Gabriel eng zusammenarbeitete, übernahmen es, für seine Sicherheit zu sorgen.

Nun brauchte sie noch ein Projekt, mit dem Gabriel ausgelastet sein würde. Ende Oktober telefonierte Chiara mit Francesco Tiepolo, dem prominentesten Restaurierungsbetrieb Venedigs.

»Ich habe genau das Richtige für ihn. Ich maile dir ein paar Fotos.«

Als Gabriel drei Wochen später nach einer besonders anstrengenden Sitzung des streitsüchtigen israelischen Kabinetts heimkam, waren die Koffer der Familie Allon gepackt.

»Du verlässt mich?«

»Nein«, sagte Chiara. »Wir machen Urlaub. Gemeinsam.«

»Ich kann unmöglich ...«

»Alles ist arrangiert, Darling.«

»Weiß Uzi davon?«

Chiara nickte. »Und der Ministerpräsident.«

»Wohin reisen wir? Und wie lange?«

Sie antwortete knapp.

»Was soll ich zwei Wochen lang mit mir selbst anfangen?«

Chiara legte ihm die Fotos hin.

»Damit werde ich unmöglich fertig.«

»Du tust einfach, was du kannst.«

»Ich soll jemand anderen daran weiterarbeiten lassen?«

»Davon geht die Welt nicht unter.«

»Das weiß man nie, Chiara. Vielleicht tut sie's doch.«

Die Wohnung befand sich im *Piano nobile* eines verfallenden Palazzos in Cannaregio, dem nördlichsten der sechs Stadtbezirke Venedigs. Sie bestand aus einem großen Salon, einer modern eingerichteten Küche und einer Terrasse mit Blick auf den Rio della Misericordia. In einem der drei Schlafzimmer hatten Techniker des Diensts eine sichere Verbindung zum King Saul Boulevard eingerichtet – mit einer abhörsicheren Kabine, in der Gabriel telefonieren konnte, ohne Mithörer fürchten zu müssen. Draußen auf den Fondamenta dei Ormesini hielten Carabinieri in Zivil Wache. Mit ihrer Erlaubnis trug Gabriel eine Pistole, eine 9-mm-Beretta. Das tat auch Chiara, die weit besser schoss als er.

Nach wenigen Schritten den Kai entlang erreichte man eine Stahlbrücke – die einzige in ganz Venedig –, die über den Kanal zu einem weiten Platz führte, der Campo di Ghetto Nuovo hieß. Dort gab es ein Museum, eine Buchhandlung und das Büro der jüdischen Gemeinde. Die Casa Israelitica di Riposo, ein jüdisches Altenheim, stand an der Nordseite des Platzes. Gleich daneben erinnerte ein schlichtes Basrelief an die Juden Venedigs, die im Dezember 1943 zusammengetrieben, in Konzentrationslager gebracht und später in Auschwitz ermordet worden waren. Zwei schwer bewaffnete Carabinieri bewachten das Mahnmal von einem Wachhäuschen aus. Von der Viertelmillion Menschen, die noch in der versinkenden Stadt ausharrten, brauchten nur die Juden Tag und Nacht Polizeischutz.

Die Wohngebäude, die den Platz säumten, waren die höchsten Venedigs, denn im Mittelalter hatte die Kirche ihren Bewohnern verboten, anderswo in der Stadt zu leben. In den obersten Stockwerken einiger Gebäude gab es kleine Synagogen für die Aschkenasim und die sephardischen Juden, die dort einst gelebt hatten. Die beiden funktionierenden Synagogen des Ghettos standen knapp südlich des Platzes. Beide waren getarnt, sodass nichts an ihren Zweck als jüdische Gotteshäuser erinnerte. Die Spanische Synagoge hatten Chiaras Vorfahren im Jahr 1580 gegründet. Sie war ungeheizt und wurde vom Passahfest bis zu den Hochfesten Rosch ha-Schana und Jom Kippur genutzt. Die durch einen winzigen Platz von ihr getrennte Levantinische Synagoge diente der Gemeinde im Winter.

Rabbi Jacob Zolli und seine Frau Alessia wohnten unweit der Levantinischen Synagoge in einem schmalen Häuschen, zu dem ein verschwiegener kleiner Innenhof gehörte. Wenige Stunden nach ihrer Ankunft in Venedig war die Familie Allon dort zum Abendessen eingeladen. Gabriel schaffte es, beim Essen nur viermal auf sein Smartphone zu sehen.

»Hoffentlich gibt's kein Problem«, sagte Rabbi Zolli.

»Das Übliche«, murmelte Gabriel.

»Dann bin ich erleichtert.«

»Lieber nicht.«

Der Rabbi lachte leise. Er sah sich beifällig am Tisch um, musterte seine beiden Enkel, seine Frau und zuletzt seine Tochter. Kerzenlicht glänzte in ihren Augen. Sie waren karamellfarben mit goldenen Einsprengseln.

»Chiara hat nie strahlender ausgesehen. Du machst sie offenbar sehr glücklich.«

»Tue ich das?«

»Natürlich gibt es immer mal wieder Krisen.« Die Stimme des Rabbis klang mahnend. »Aber ich versichere dir, dass

sie sich für den glücklichsten Menschen der Welt hält.«

»Nein, der bin ich.«

»Wie man hört, soll sie diese Reise hinter deinem Rücken organisiert haben.«

Gabriel runzelte die Stirn. »In der Tora steht bestimmt ein Verbot solcher Tricks.«

»Mir fällt keines ein.«

»Vermutlich war das die beste Lösung«, gestand Gabriel ein. »Sonst hätte ich wohl nie zugestimmt.«

»Wir freuen uns, dass ihr endlich mit den Kindern nach Venedig kommen konntet. Aber ihr kommt in schwierigen Zeiten.«

Rabbi Zolli senkte die Stimme. »Saviano und seine Freunde von der äußersten Rechten haben in Europa dunkle Mächte zum Leben erweckt.«

Giuseppe Saviano war der neue italienische Ministerpräsident. Er war intolerant und fremdenfeindlich, misstraute der freien Presse und hatte wenig Geduld mit Petitessen wie parlamentarischer Demokratie oder Gesetzestreue. Das galt auch für seinen engen Freund Jörg Kaufmann, den aufstrebenden Neofaschisten, der jetzt österreichischer Bundeskanzler war. In Frankreich galt es als ausgemacht, dass Cécile Leclerc, die Vorsitzende der Front Populaire, als Nächste den Élyséepalast beziehen würde. Und die deutschen Nationaldemokraten unter Führung des Neonazis und ehemaligen Skinheads Axel Brünner würden bei den vorgezogenen Bundestagswahlen im Januar voraussichtlich zweitstärkste Kraft werden. Die extreme Rechte schien überall auf dem Vormarsch zu sein.

Befördert worden war ihr Aufstieg in Westeuropa durch die Globalisierung, wirtschaftliche Unsicherheit und die sich rasch ändernden demografischen Verhältnisse. Moslems machten jetzt fünf Prozent der europäischen Bevölkerung aus. Immer mehr Europäer betrachteten den Islam als

Gefahr für ihre religiöse und kulturelle Identität. Ihr Zorn und ihre Ressentiments, die bisher unterdrückt worden waren, kreisten nun wie ein Virus durchs Internet. Tätliche Angriffe auf Moslems hatten stark zugenommen. Das galt auch für Gewalt und Vandalismus, die sich gegen Juden richteten. Tatsächlich war Antisemitismus in Europa so stark verbreitet wie seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs nicht mehr.

»Unser Friedhof auf dem Lido ist letzte Woche wieder einmal verwüstet worden«, sagte Rabbi Zolli. »Umgestürzte Grabsteine, Hakenkreuze ... das Übliche. Meine Gemeinde ist verängstigt. Ich versuche die Menschen zu beruhigen, aber ich habe auch Angst. Migrationsfeindliche Politiker wie Saviano haben die Flasche geschüttelt und den Korken herausgezogen. Ihre Anhänger klagen über Flüchtlinge aus dem Maghreb und aus Afrika, aber uns hassen sie am meisten. Dieser Hass hat die längste Tradition. Hier in Italien ist es salonfähig geworden, Antisemit zu sein. Man kann seine Verachtung für uns ganz öffentlich zeigen. Und die Ergebnisse fallen genau wie erwartet aus.«

»Auch dieser Sturm geht vorüber«, sagte Gabriel, ohne wirklich überzeugt zu klingen.

»Das haben deine Großeltern vermutlich auch gesagt. Genau wie die Juden von Venedig. Deine Mutter hat Auschwitz überlebt. Die hiesigen Juden hatten weniger Glück.« Der Rabbi schüttelte den Kopf. »Ich habe diesen Film schon mal gesehen, Gabriel. Ich weiß, wie er endet. Vergiss nie, dass das Udenkbare geschehen kann. Aber wir wollen uns den Abend nicht mit unersprießlichen Themen verderben. Ich möchte die Gesellschaft meiner Enkel genießen.«

Am folgenden Morgen stand Gabriel früh auf und verbrachte zwei Stunden in der abhörsicheren Kabine, um mit seinen engsten Mitarbeitern am King Saul Boulevard zu

telefonieren. Danach charterte er ein Motorboot, um mit Chiara und den Kindern durch die Stadt und zu den Inseln in der Lagune zu fahren. Zum Baden war es viel zu kalt, aber die Kinder zogen auf dem Lido die Schuhe aus und liefen am Strand hinter Möwen und Seeschwalben her. Auf der Rückfahrt nach Cannaregio machten sie in der Kirche San Sebastiano in Dorsoduro halt, um Veroneses *Muttergottes in der Glorie mit dem Hl. Sebastian und anderen Heiligen* zu besichtigen, das Gabriel während Chiaras Schwangerschaft restauriert hatte. Später saßen Gabriel und Chiara auf einer Holzbank vor dem Altenheim Casa Israelitica di Riposo in der milden Herbstsonne, während die Kinder lärmend Fangen spielten.

»Dies ist meine liebste Bank, glaube ich«, sagte Chiara. »Hier haben wir gesessen, als du zur Vernunft gekommen bist und mich gebeten hast, dich zurückzunehmen. Erinnerst du dich, Gabriel? Das war nach dem Anschlag auf den Vatikan.«

»Ich weiß nicht, was schlimmer war. Die Panzerfäuste und Selbstmordattentäter oder die Art und Weise, wie du mich behandelt hast.«

»Das hattest du verdient, du Tölpel. Ich hätte dich nie zurücknehmen sollen.«

»Und jetzt spielen unsere Kinder hier auf dem Platz«, sagte Gabriel.

Chiara sah zum Wachhäuschen der Carabinieri hinüber. »Von bewaffneten Männern bewacht.«

Am folgenden Tag, Mittwoch, verließ Gabriel das Apartment nach seinem Telefonmarathon mit einem lackierten Holzkasten unter dem Arm und ging zur Kirche Madonna dell'Orto. Das Kirchenschiff lag im Halbdunkel, und ein Gerüst verdeckte die doppelt eingefassten Rundbögen der Seitenschiffe. Die Kirche hatte kein Querschiff, aber

rückseitig eine fünfeckige Apsis mit dem Grab Jacopo Robustis, besser bekannt als Tintoretto. Dort traf Gabriel mit Francesco Tiepolo zusammen. Der Venezianer war ein Bär von einem Mann mit grau meliertem schwarzen Vollbart. Wie gewöhnlich trug er zu seiner bequemen weißen Leinenjacke einen elegant geschlungenen Kaschmirschal.

Er umarmte Gabriel strahlend. »Ich wusste, dass du zurückkommen würdest!«

»Ich bin auf Urlaub hier, Francesco. Bleiben wir also auf dem Teppich.«

Tiepolo wischte seinen Einwand mit großer Geste zur Seite. »Heute bist du auf Urlaub, aber eines Tages wirst du in Venedig sterben.« Er betrachtete das Grab. »In einer Kirche können wir dich wohl nicht beisetzen, was?«

Von 1552 bis 1569 hatte Tintoretto zehn Gemälde für diese Kirche geschaffen, darunter *Mariä Tempelgang*, das rechts im Kirchenschiff hing. Dieses mit 480 mal 429 Zentimetern riesige Gemälde gehörte zu seinen Meisterwerken. Die erste Phase der Restaurierung, das Abnehmen des verfärbten Firnisses, war beendet. Nun ging es darum, einzelne Partien zu ergänzen, die durch Alter und Umwelteinflüsse verloren gegangen waren. Gabriel schätzte, dass ein Restaurator für diese Monumentalaufgabe mindestens ein Jahr brauchen würde.

»Welcher arme Teufel hat den Firnis abgenommen? Hoffentlich Antonio Politi?«

»Paulina Giglio, unsere Neue. Sie hat gehofft, dir bei der Arbeit zusehen zu dürfen.«

»Du hast ihr gesagt, dass das nicht infrage kommt?«

»Laut und deutlich. Sie lässt dir ausrichten, dass du jede Figur haben kannst – nur die Maria nicht.«

Gabriel betrachtete das obere Drittel des riesigen Gemäldes. Maria, die dreijährige Tochter von Anna und Joachim, Juden aus Nazareth, stieg zögernd die fünfzehn

Stufen des Jerusalemer Tempels zu dem Hohepriester hinauf. Einige Stufen darunter ruhte eine Frau in einem braunen Seidengewand. Ihren linken Arm hatte sie um ein Kind gelegt, das ein Junge oder ein Mädchen sein konnte.

»Sie«, sagte Gabriel. »Und das Kind.«

»Wirklich? Die beiden brauchen viel Arbeit.«

Gabriel lächelte traurig, ohne die Leinwand aus den Augen zu lassen. »Das ist das Mindeste, was ich für sie tun kann.«

Er blieb bis 14 Uhr in der Kirche, viel länger als ursprünglich vorgesehen. An diesem Abend ließen Chiara und er die Kinder in der Obhut ihrer Großeltern zurück, um in einem Restaurant in San Polo südwestlich des Canal Grande zu Abend zu essen. Am folgenden Tag, Donnerstag, nahm er die Kinder zu einer Gondelfahrt mit, bevor er von Mittag bis 17 Uhr an dem Tintoretto arbeitete, bevor Tiepolo die Kirche für die Nacht absperrte.

Chiara beschloss, an diesem Abend selbst zu kochen. Nach dem Essen beobachtete Gabriel das Baden genannte allabendliche Drama, bevor er sich in die abgeschirmte Kabine zurückzog, um eine kleinere Krise daheim zu bewältigen. Es war kurz vor eins, als er ins Bett kroch. Chiara las ein Buch, ohne den stumm gestellten Fernseher zu beachten. Auf dem Bildschirm war eine Live-Aufnahme des Petersdoms zu sehen. Gabriel drehte den Ton lauter und erfuhr, dass ein alter Freund gestorben war.